Berliner Plauderei.

Berlin's populäre Theater. — „Filmzauber". — „Goldener Leichtsinn" im Walhallatheater. — Henequin und Pierre Veber im Residenztheater. — „Puppchen." — Ein „Schlager"-Komponist. — Max Reger's Gastspiel.

Berlin, 6. Jan. 1913.

Dem nicht litterarischen Theater, jenem niedrigeren aber desto einträglicheren Genre habe ich, wenn ich mich recht erinnere, meine korrespondierende Aufmerksamkeit in dieser Saison garnicht geschenkt. Nicht etwa aus geistigem Hochmuth habe ich das unterlassen, sondern einfach, weil immer wieder etwas Wichtigeres vorzuliegen schien. Dagegen habe ich Zeit gefunden, auch in Bezug auf solche Theaterstücke, die an die „gewöhnlicheren Unterhaltungsinstinkte der Menge appellieren", selbst auf dem Laufenden zu bleiben. Uebrigens muß man grade diese Theater aufsuchen, in denen der Menge gegeben wird, was sie sich wünscht, wenn man endlich einmal wieder „volle Häuser" sehen will. Der Theaterwelt ganzer Jammer packte einen an, ging man in den Wochen vor Weihnachten in ein „ernstes" Theater, aber beim „Filmzauber" im Berliner Theater z. B. konnte man auch vor Weihnachten nur mit Mühe einen guten Sitz erwischen.

„Denn ich schlaf' ja so schlecht,
Und ich träum' ja so schwer",

hörte ich seit Wochen von Personen beiderlei Geschlechts nach einer mir ungeheuer bekannt vorkommenden Melodie vor sich hin summen, weßhalb ich beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen. Nicht der Sache der Musik etwa, denn die Herkunft der allerwelts-Melodie ist unergründlich; Keime davon haben schon unsere Großmütter gesummt, wenn sie die mächtigen, vollblütigen wollenen Strümpfe strickten und wir unsere kleinen Kinderarme dazu mißbrauchen lassen mußten, das Garn zu halten. Zurzeit stammt diese Melodie aus dem „Filmzauber" des Berliner Theaters. Aber wie jene traurigen Worte zu solcher leichtsinnigen Melodie kamen, und was sie in einer Lokalposse zu thun hatten: das wollte ich ergründen, und deßhalb erwarb ich mir käuflich — — natürlich eine Woche im Voraus — — Billets für das populärste Stück der Reichshauptstadt.

Also die Melodie paßt zu einem fröhlichen „Juvivallera"; wie kommt sie nun zu der Klage über geraubte Nachtruhe? Ist es so weit gekommen, daß unsere modernen Volksbelustiger in Ermangelung von sentimentalen Aktualitäten sich auf's hygienische Gebiet begeben, daß sie Soubrette und Komiker sich über ihre körperlichen Beschwerden was vorklagen lassen, und noch gar in der Form lustiger Couplets? Ich führe dies hier ausdrücklich an, damit Sie sich von meiner immer noch unverdorbenen Naivität überzeugen können. Als ich nachher den Filmzauber auf mich wirken ließ, mußte ich wirklich erröthen, denn das Pärchen auf der Bühne, Lina Weiße und Oskar Sabor, sangen sich diese Klage nur vor, weil sie in einander verliebt sind und der thörichten Hoffnung huldigen, daß sie einst, wenn sie standesamtlich eingesegnet sind, bedeutend besser schlafen und weniger schwer träumen werden. Und obgleich das erfahrene Publikum wissen mußte, daß das durchaus keine ausgemachte Sache ist, klatschte es wie rasend Beifall. Nun verstehe ich erst, weßhalb ganz Berlin in den lustigen Tönen über ihren schlechten Schlaf klagt.

Sonst ist aber auch vom „Filmzauber" nicht viel zu berichten. Amüsant ist, wie die Filmgesellschaft in der Nähe von Leipzig eine Szene stellt und aufnimmt, in der Napoleon am Vorabend der Völkerschlacht einen Spion erschießen lassen will, während dessen Braut, die Müllerstochter, um Gnade für ihn fleht, und dabei das plötzliche sexuelle Wohlgefallen des Kaisers erregt. Natürlich werden die Filmkünstler von Bauern mit Dreschflegeln verjagt. Im übrigen handelt es sich um dieselben alten, uralten Späße und Situationen, deren das Berliner Publikum nun einmal nie müde zu werden scheint. Irgend ein alter Bewohner des flachen Landes, der im Babel Berlin galante Abenteuer zu bestehen und zu bereuen hat, scheint eine unerschöpfliche Fundgrube des Amüsements zu sein. — — —

Auch dem „Goldenen Leichtsinn" bin ich nachgegangen, als er sich weit nach dem Norden hin, in's halb verkrachte Walhallatheater verzog. Dort hatte der Pächter in bösartiger Weise gewirthschaftet, und der Besitzer des Theaters, Schippanowsky, sah sich schließlich genöthigt, den Karren selbst aus dem Dreck zu ziehen. Er engagirte das ganze Montische Ensemble und gab unseren nördlichsten aber keineswegs [illegible] Mitbürgern die theuren Vorstellungen für die dort gewohnten halben Preise. Dafür gab's denn auch kein halbes, sondern immer ein volles Haus. An Operetten macht man in Bezug auf „Handlung" und Musik immer geringere Ansprüche, und so überrascht mich auch die Anziehungskraft des nicht unamüsanten „Goldenen Leichtsinn" nicht. Aber hier interessierte mich bloß die Absurdität, zu welcher unsere Ueberzeit arbeitenden Operettenlibrettisten getrieben werden. Es handelt sich um einen jungen englischen Offizier, dessen Herzensdame durch finanzielle und Familienrücksichten genöthigt wird, einen älteren reichen Obersten die Hand zu reichen. Damit nun drei Akte dabei herauskommen und die wahrhaft Liebenden schließlich doch noch einschränkungslos glücklich gemacht werden können, wird dem Publikum zugemuthet zu glauben, der Oberst, der obendrein noch als ganz forscher Kerl dargestellt wurde, habe seiner jungen Gattin das Versprechen gegeben, sie drei Akte hindurch, ich meine ein ganzes Jahr lang nur als — — Schwester zu behandeln. Aber es ist lehrreich zu beobachten, wie glatt das Publikum solche Absurditäten hinunterschluckt. Mir bleibt so etwas im Halse stecken. —

Umgekehrt haben mich im Residenztheater die Herren Henequin und Pierre Veber in der „Frau Präsidentin" entzückt durch die Virtuosität, wie sie durch einen scheinbar ganz nebensächlichen, ganz unauffällig eingeführten Einfall, einer sonst durchweg trivialen Handlung Pikanterie und Lachwürze, ja sogar etwas wie einen Zusammenhang zu geben verstehen. Wir lernen gleich in der ersten Szene die Frau eines provinziellen Gerichtspräsidenten kennen, die — — wie der mißmuthige Gatte uns bereits anvertraut hat, früher seine Köchin gewesen ist. Aus jener schönen Zeit hat sie die Tugend beibehalten, daß sie ihre Kasserollen stets blank geputzt sehen will, und wo sie, einen kupfernen Gegenstand sieht, etwa den Aschenbecher auf dem Schreibtisch des Gatten, vermag sie dem Putztriebe nicht zu widerstehen. Wie sie nun durch diese unausrottbare Tugend im Verlauf der drei Akte den gewagtesten Situationen ebenso wie den technisch schwächsten urplötzlich eine unverhoffte, drastisch humoristische Wendung giebt, das muß man bewundern. Ohne den Putzlappen wäre diese „Frau Präsidentin" überhaupt garnicht zu stande gekommen. Nun aber ist sie eine der lustigsten Farcen, die seit Jahren von Paris aus dem lachenwollenden Publikum dargeboten worden ist. Die Handlung? Eine nicht besonders phantasievolle Variation eines bereits stark strapazierten Themas. Der französische Justizminister prägt auf einer Inspektionsreise allen seinen Beamten die Nothwendigkeit eines sittlich-makellosen Lebenswandels ein. In dem Gerichtspräsidenten Tricointe findet er einen solchen Beamten, der auf die leichtsinnigen Freuden der Welt längst verzichtet hat, — — der Mann hat ja seine Köchin geheirathet! Nun will es der überaus leichtsinnige Possenzufall, daß der Minister grade diesen alten Musterknaben in Gesellschaft einer Operettensängerin trifft, die weiter nichts im Sinne hat, als sich an den Präsidenten für ein Gerichtsurtheil zu rächen, ihn zu kompromittieren, ihn lächerlich zu machen. Die Situation liegt so, daß der Minister in der lebensfrohen jungen Dame die Gattin des alten Beamten vermuthen muß, und um sich in den Augen des Vorgesetzten nicht zu kompromittieren, läßt der Präsident den Minister auch in diesem Glauben. Der aber hat sofort erkannt, daß ein Beamter mit einer solch anziehenden Frau in der Provinz nothwendigerweise verkümmern, verauern muß: der Mann muß nach Paris befördert werden, muß im Ministerium, in unmittelbarer Nähe des Herrn Ministers arbeiten, damit sich der seiner hervorragenden Kräfte bedienen und — — gelegentlich die Gesellschaft der pikanten (vermeintlichen) Gattin genießen kann. Nimmt man diese Exposition als halbwegs möglich an, dann haben die Herren „Dichter" nachher leichtes Arbeiten. Gefreut hat mich an dem Stück hauptsächlich die Keckheit, mit der Henequin und Veber sich über die Zustände im französischen Staatsdienst lustig machen.

Oben in der Proszeniumsloge aber saß am Abende, als ich das Residenztheater besuchte, Richard Alexander, der so viele Jahre hindurch hier als kleiner Gott (in Unterhosen) geherrscht hat. Er schien mir ganz behaglich zu schmunzeln, er fand offenbar keine Rolle in dem Stück, die für ihn wie geschaffen gewesen wäre. Er scheint doch kein einziger Herr in Unterhosen; dafür müssen freilich die echte und die unechte Frau Präsidentin im Arbeitszimmer des Justizministers — — in dem alles andere gemacht, nur nicht gearbeitet wird — — ihre Oberkleider ablegen. Gespielt wurde ziemlich gewandt. Als Kuriosum sei gemeldet, daß die beiden „leading ladies" der Gesellschaft die Rolle der Operettendiva Gobette als undankbar abgelehnt hatten, daß darauf eine junge Anfängerin, Kitty Aschenbach sie zuertheilt bekam und damit einen sogenannten „Bombenerfolg" hatte. Sie machte ihre Sache auch recht gut, nur sollte sie sich ein „Déshabillé" konstruieren lassen, das einen Hauch von Pariser Chic ausströmt und nicht so handfest an gut-bürgerlich Berlinerische Vorstellungen von Eleganz erinnert. — —

Um den Kelch bis auf die Neige auszukosten, will ich Ihnen nun auch noch vom „Puppchen" erzählen. Dieses „Puppchen" hat im Thaliatheater die Erbschaft der „Polnischen Wirthschaft" und des „Autoliebchens" angetreten, und es ist anzunehmen daß bis zum nächsten Sommer dieses Thaliatheater sich nicht um ein neues Stück zu bemühen braucht. Wie sich Leute ein solches Stück mehr als einmal ansehen können, ist mir zwar nicht erklärlich, aber ich habe längst eingesehen, daß man in Theatersachen nicht immer auf Erklärungen dringen muß.

Zu erzählen gibt's da freilich nichts, höchstens etwas zu konstatieren. Jean Kren und Kurt Kraatz haben es wieder einmal verstanden, dem Publikum dieser auch — Volksbühne ein Potpourri zusammen zu brauen, wie es das alle Jahre einmal frisch aufgekocht haben muß. Abfälle aller möglichen früheren Einfälle wandern da in den Topf, das „Milieu" wird nach den neuesten Wandlungen der Mode „kostümiert", eine Handvoll „aktueller" Kalauer wird beigemischt, und dann wird Herr Jean Gilbert — — der eigentlich Winterfeld heißt — — eingeladen, eine musikalische Sauce für das Gericht anzusetzen. Dieser Gilbert hat für den „Schlager" ein Geschick, wie ich es kaum je angetroffen habe; er muß sich wohl auf die „Volksseele" ganz besonders schlau verstehen. „Puppchen, du bist mein Augenstern" wird nun hoffentlich dem vorjährigen „Das haben die Mädchen so gern" ein längst verdientes Ende bereiten; aber was nützt uns das? Dieser „Puppchen-Augenstern" wird uns grade so zur Verzweiflung bringen, wie es die gern habenden Mädchen gethan, und wenn im nächsten Winter des „Augensterns" Stunde geschlagen haben sollte, ist ja schon wieder ein ebensolch' tötlicher Schlager fertig. Und dabei wäre dieser Gilbert zu besseren Sachen im Stande, zu verfeinerten Operetten wenn er sich dazu die Zeit lassen möchte. Aber da er schon jetzt vom Morgen bis zum Abend komponiert, ausgenommen wenn er sich grade amüsiert, — — was hier und da vorkommen soll, hat man dem Ueberladenen jetzt auch noch die nächste Metropoltheaterrevue überwiesen..

Was der Titel „Puppchen" bedeuten soll? Damit ist ein junger Flegel, Millionenerbe unter Kuratel, gemeint, der von dem sechseinhalbfüßigen, furchtbaren aber trotzdem in dieser Stadtgegend höchst beliebten Arnold Rieck dargestellt wird. Die „Komik" „Puppchens" geht manchmal „in die Puppen". — —

* * *

Eine andere Volksthümlichkeit werden wir jedenfalls in dem Theater zu erwarten haben, das der Berliner Magistrat dem Verein Freie Volksbühne bauen helfen will. Jawohl, nicht weniger als zwei Millionen Mark möchte der Berliner Magistrat zu diesem löblichen Unternehmen in Form einer ersten Hypothek beisteuern. Und die Stadtverordneten werden sicherlich ihre Zustimmung dazu geben. Das ist doch eigentlich einmal wieder ein erfreuliches Ereigniß auf dem Theatergebiete. Und ich glaube, der Berliner Magistrat hätte niemals daran gedacht, wenn ihm nicht zum Bewußtsein gekommen wäre, wie segensreich der Stadt Charlottenburg die unter städtischer Mitwirkung in's Leben gerufene Charlottenburger Oper zu werden verspricht. Noch überraschender aber ist, daß unsere hochnothpeinliche Polizei das Projekt bereits genehmigt hat. Na, sie wird nachher wohl noch oft genug eine Vorstellung, die das Volk sich wünscht, als unzuträglich für die Moral dieses geliebten Volkes zu verhindern wissen.

* * *

Endlich noch einen Brocken Musikalisches.

Max Reger kam vorige Woche einmal wieder nach Berlin, hauptsächlich um uns seine neue „Romantische Suite" und den Gesang „An die Hoffnung" vorzudirigieren. Er that's aber nicht vollständig; kleine Zettel wurden herumgereicht, die verkündeten, daß wegen ungenügender Proben der dritte Satz der Suite nicht gespielt werden könnte. Da so viele Freibillets im Saale waren, wird wohl niemand sein Geld an der Kasse zurückverlangt haben. Aber was ist das für eine Manier? Man nimmt ein Engagement an um ein eigenes Werk, dessen Schwierigkeiten man doch kennt, der Haupt- und Residenzstadt vorzudirigieren und sieht dann, nachdem es zu spät ist ein, daß sich das mit einer Probe nicht wohl machen läßt!

Damit aber nicht genug. Reger sollte ferner die Begleitung zum Brahms'schen b-moll Konzert dirigieren, das Busoni zu spielen hatte. In der Probe soll er's denn auch gethan haben, nicht ohne allerlei Zwiespalte mit dem Orchester zu haben. Abends trat statt Reger's ein fremder Herr (möglicherweise aus Kottbus) hervor und erklärte: Herr Reger werde nicht dirigieren, statt seiner hätte im letzten Moment Herr Theodore Spiering die Aufgabe übernommen. Gründe gab er keine an. Allerlei Gerüchte schwirrten durch den Saal, ich ging also lieber zu Reger selbst, und da versicherte er mir mit schmerzlichem Gesichtsausdruck, daß er gar zu schmerzhafte Krampfadern am rechten Bein habe, um noch länger stehen zu können. „Aber Sie können sich ja beim Dirigieren setzen!" meinte ich. Vergeblich, Spiering stand schon bereit. Nun, und er hat sich da als ein wahrer Retter in der Noth ausgewiesen. Wenige hätten Lust gehabt ihm das nachzumachen; er aber führte die Sache muthvoll und mit Ruhe zu Ende. Es passierte nichts Ernstliches, und das will um so mehr bedeuten, als Busoni sogar eine kurze Verständigung mit Spiering für überflüssig gehalten hatte, und weil er ein geradezu unberechenbarer Brahm-Spieler ist.

August Spanuth.

„Vater's Braut ist aber furchtbar mager!"

„Trotzdem ein fetter Bissen!"

New Yorker Plauderei.

Von der Thräneninsel. — Wirkung in der Ferne. — Ausrottung der Korruption. — Nix tau seggen!

Solch' reiche Ernte hat der Tod während der letzten Wochen im Kinderhospital der Thräneninsel gehalten, daß es schon fast zu den Alltäglichkeiten gehört, wenn täglich ein halbes Dutzend junger, geknickter Menschenknospen zum letzten Schlafe in die vier schwarzen Bretter gebettet werden. Und noch sind keine Anzeichen davon zu merken, daß die Scharlach- und Masern-Epidemie, die schon seit Wochen auf Ellis Island wüthet und die sogar einen der Aerzte ergriffen hat, im Sinken begriffen zu sein scheint.

Und trotzdem Fälle, in denen Familien mit fünf, sechs Kindern hier eintreffen, um die Insel mit einem oder auch gar keinem mehr zu verlassen, etwas ganz Gewöhnliches sind, so ragen doch einzelne, besonders traurige Fälle aus dieser tragischen Allgemeinheit hervor.

Mit ihren beiden Kleinen traf Frau Katharine Piller Anfang Dezember aus Oesterreich hier ein, um sich zu ihrem in St. Louis lebenden Gatten zu begeben. Da das eine der Kinder, das sich auf der Ueberfahrt erkältet hatte, ins Hospital überführt wurde, mußte die Mutter mit dem zweiten Kinde ebenfalls in den Inquisitionskarzern zurückbleiben. Hier wurde infolge der mangelhaften hygienischen Zustände auch das zweite Kind von einer Erkältung ergriffen und mußte gleichfalls ins Hospital überführt werden. Vor wenigen Tagen nun hat das Kleine für immer seine Augen geschlossen, während das zweite Kind allerdings gesundete. Darüber aber wird sich die Mutter kaum noch freuen können, denn die hat mittlerweile den Verstand verloren.

* * *

Der Titel des Goethe'schen Gedichtes „Die Wirkung in der Ferne" erfährt eine sehr prosaische Anwendung auf eine Geschichte, die sich zum Theil in der schönen Stadt Temesvár im Ungarlande abgespielt hat, zum Teil in einem Karzer auf Ellis Island sich abspielen wird. Weil die in Temesvár befindliche Dampfmühle, welche das ebenso berühmte wie beliebte Weizenmehl No. 0 herstellt, eine Zeit lang still stehen mußte, wird ein Magyar Embr mit dem deutschen Namen Frank Wagner bei seiner Ankunft mit dem Dampfer „Main" die Bekanntschaft mit dem Karzer auf Ellis Island machen, denn er soll an dem Stillstehen der Dampfmühle schuld gewesen sein. Wagner war der Vertrauensmann des Müllers und wurde Ende vorigen Jahres mit einem ansehnlichen Batzen in der Geldkasse ausgeschickt, um Banater Weizen für die Mühle anzukaufen. Vergebens warteten seine Prinzipale auf die Rückkehr des Mannes, vergebens auf die Ankunft des Getreides. Da weder er noch es zum Vorschein kam, wurde die Polizei benachrichtigt, und die Verfolgung des Mannes angeordnet. Es wurde ermittelt, daß er sich mit dem Dampfer „Main" eingeschifft hat, und das Justizministerium schickte eine Kabeldepesche an das hiesige österreichisch-ungarische Generalkonsulat folgenden Inhaltes:

„Das Kriminalgericht in Temesvár hat einen Steckbrief gegen Frank Wagner erlassen. Er ist 38 Jahre alt, schlank, blond, verheirathet, ungarischer Bürger. Er hat die Dampfmühle in Temesvár um eine größere Geldsumme bestohlen, die er erhalten hatte, um Getreide für die Mühle anzukaufen. Er schiffte sich mit dem Dampfer „Main" ein, und um seine Deportation wird ersucht." Die Depesche wurde mit beigefügter Uebersetzung von Konsulats-Sekretär Pataky der Einwanderungs-Behörde überantwortet, und die Dampferabtheilung wurde angewiesen, Frank Wagner nach Ellis Island zu bringen, wo er anderen berühmten Zeitgenossen Gesellschaft leisten wird.

Das gleiche Schicksal erwartet auch den Postoffizianten Alexius Stadlbacher aus Wien, der aus Wien am . Januar nach Mitnahme einer größeren Summe verschwunden ist und sich ebenfalls auf einem deutschen Dampfer nach New York eingeschifft haben soll. Laut der beim Generalkonsulat vom Polizeipräsidium eingelaufenen Kabeldepesche ist Stadlbacher 25 Jahre alt, Oesterreicher, hat schwarze Haare, zusammengewachsene schwarze Augenbrauen und ist „manchmal hinkend". Auch um seine Deportation wurde in der Depesche ersucht. Die Einwanderungsbehörde wird auf Ersuchen des Generalkonsulats auf Stadlbacher fahnden.

* * *

Ein aus hervorragenden Bürgern bestehendes Comitee, das neulich in einer Massenversammlung ernannt wurde, hat beschlossen, in Albany eine Vorlage einreichen zu lassen, welche das Offenhalten der Wirthschaften an Sonntagen in der Stadt New York erlaubt.

Die Herren und Damen, die dieses Comitee bilden, sind keine „Werkzeuge der Brauer", keine „Sklaven des Dämon Rum", keine „Sendboten höllischen Majestät", wie die Prohibitionsfanatiker und Sabbathzeloten Jeden zu nennen belieben, der mit ihnen nicht übereinstimmt.

Das Comitee sieht vielleicht auch nicht in der Wirthschaft, die am Sonntag oder an irgend einem anderen Tage offen ist, eine ideale Einrichtung. Aber es ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Polizeikorruption beseitigt werden muß.

Ob das Comitee auf den ersten Ansturm hin Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten. Aber eine Agitation, gerade von solchen Leuten ausgehend, kann nur zur Klärung einer Situation beitragen, die immer unhaltbarer wird.

Mayor Gaynor rühmte sich, die an den Wirthen verübte Erpressung abgeschafft zu haben, indem er den uniformirten Polizisten verbot, die Wirthschaften zu betreten. Wahr daran ist nur, daß systematische Kollektirung von „Graft" durch die Wirthsvereinigungen selbst aufgehört hat. Aber zahlen mußten die meisten Wirthe doch.

Seit dem Rosenthal-Mord und der Verurtheilung Becker's hat indessen das Polizei-„System", sei es aus Rache oder in der Absicht, durch ein Schreckensregiment einen großen Theil der Bevölkerung einzuschüchtern, einen neuen Kreuzzug gegen die Wirthe eingeleitet. Die Wirthe sind also, wenn sie sich nicht ruiniren lassen wollen, der Polizei auf Gnade und Ungnade überliefert.

In seinem Kampfe gegen die Polizei-Korruption verdient das Comitee die Unterstützung aller einsichtigen und wohlgesinnten Bürger.

* * *

Daß die Schwiegermutter, welche im Hause der Kinder lebt und unterhalten wird, sich zu „benehmigen" und von sämmtlichen „Boß"-Versuchen gefälligst abzustehen habe, war die Quintessenz einer Entscheidung, welche Richter Crane in der hiesigen Supreme Court in der Klage auf Trennung, erhoben von Gardner L. Field gegen seine Gattin, Adelaide F. Field, fällte.

Der Kläger ist ein Mann mit mittlerem Einkommen und bereits seit einer Reihe von Jahren verheirathet. Alles ging gut in der Ehe, bis vor zwei Jahren des jungen Ehemannes Mutter, Frau Ida M. Burlingham, zu ihrem Sohne zog. Nach Angabe der jungen Frau, übernahm Frau Burlingham sofort das Oberkommando im Hause und behandelte ihre Schwiegertochter von oben herab. Die Schwiegertochter beschuldigte die ältere Frau ferner, sie grausam behandelt zu haben und ihr alltäglich die schlimmsten Verbalinjurien an den Kopf geworfen zu haben. Es kam zum Bruche, als im Juli letzten Jahres die „böse Schwiegermama" eine Schüssel aus geschliffenem Glase vermißte und ihre Schwiegertochter des Diebstahls des Zierrathes beschuldigte. Das genügte der schwer geprüften jungen Frau, und da sie bei ihrem Gatten keinen Schutz gegen dessen Mutter fand, verließ sie das Haus und zog zu einer verheiratheten Schwester.

Der Gatte klagte nun auf Trennung und in der Klagebegründung giebt er an, daß ihn seine Frau böswilligerweise verlassen und sich trotz mehrfachen Angebotes geweigert habe, wieder zu ihm zurückzukehren. Die Beklagte antwortete ihm hierauf, daß sie ihm mitgetheilt habe, sie komme sehr gerne zu ihm zurück, wenn seine Mutter nicht mehr im Hause wäre. Auch behauptet die Beklagte, ihr Gatte habe sie zur Trennung gezwungen, indem er ihr gegenüber erklärte, entweder sie müsse gehen, oder er werde sein Bündel schnüren. In seiner Urtheilsbegründung erklärt Richter Crane, daß er sich nicht gerne mit der gesetzlichen Seite der Frage, ob eine Frau gezwungen sei, bei ihrer Schwiegermutter zu wohnen, beschäftigte, da die Frage am besten diskret und privatim gelöst werden können. Wie die Sachen aber lägen, könne er nicht umhin zu erklären, daß unter den gegebenen Umständen Frau Field nicht die Schuld an dem ehelichen Zerwürfnisse trage. Field sei allerdings im Rechte, wenn er seine bedürftige Mutter in sein Haus aufgenommen habe, nachdem ihm die Mittel gefehlt, der alten Frau ein eigenes Heim zu unterhalten, aber die Schwiegermutter habe kein Recht gehabt, ihre Schwiegertochter kommandiren zu wollen und die Regierung an sich zu reißen. Die Schwiegermutter habe im Haushalt nichts zu sagen und die Frau sei der alleinige Inhaber der inneren Regierungsgewalten. Wenn daher die Schwiegermutter, und sei es auf Verlangen des Sohnes, sich in die inneren Angelegenheiten des Haushaltes und der Ehe einmische, so stifte sie Unfrieden und dann sei die Frau im Recht, wenn sie die Wohnung verlasse, die ihr zur Hölle gemacht worden sei. Nachdem der Richter dann noch eine Reihe von Testfällen angeführt hatte, beschied er den Antrag des Klägers abschlägig und lehnte die Klage kostenpflichtig ab.

Ein sauberer Herr.

Waschfrau: „Sie haben mir immer das Hemd noch nicht bezahlt, Herr Meier, das ich vor sechs Wochen für Sie gewaschen habe!"

„Wie, sechs Wochen ist das schon her? Mir ist thatsächlich so, als ob ich's erst gestern angezogen hätte!"

Ungalant.

Herr (nachdem der Bursche einer Dame die Sauce über das Kleid geschüttet): „Tölpelhaftes Benehmen! Ich jage Dich sofort zum Hause hinaus!"

Dame (beschwichtigend). „Lassen Sie doch, Herr Oberst, Sie sehen ja, wie leid es ihm ist!"

Herr: „Das glaube ich wohl — aber diese famose Sauce."

Die Kriegstrompete.

Von Hermann Löns.

In dem Hinterzimmer der Weinstube „Zur rothen Rebe", wo „der Verein der Vereinslosen" seinen üblichen freitäglichen Vormitternachtsfrühschoppen abhielt, herrschte heute eine ganz besondere Stimmung. Es hatte sich nämlich etwas Sonderbares begeben. Der Privatdozent Dr. Aloys Mießner, Volksforscher von Fach, wegen seiner sanften Gesinnung und seines mädchenhaften Benehmens „Miezchen genannt, war zwei Sitzungen lang überfällig und heute zum ersten Male wieder erschienen.

Man hatte derweilen in Erfahrung gebracht, warum er so lange ausgeblieben war. Der Amtsrichter hatte es von dem Bezirkskommissar gehört. Mießner, dieses „zielbewußte Bählamm", wie ihn der etwas wilde und dreidrätige Sportmaler nannte, hatte in der Sylvesternacht, nachdem er nachweislich in der „Rothen Rebe" zwei Viertel offenen Wein und eine Flasche Sauerbrunnen getrunken hatte sich dann mit geschwungenem Wanderstabe auf den nächsten Schutzmann gestürzt und ihn über den Helm gekeilt. Dafür hatte er die Nacht auf der Wache zubringen müssen. Das hatte ihn so mitgenommen, daß es dem Amtsrichter schwer wurde, ihn seinen Gewissensbissen zu entreißen und in die „Rothe Rebe" zu schleifen, wo er mit Hurra und Holdrioh aufgenommen wurde.

„Prost, Doktorchen!" „Zum Wohl, Miezchen!" „Wohlsein, Lämmchen!" so ging es eine ganze Weile. Der Sportmaler brüllte: „Ich habe Euch für Eure liebe Braut schon als tobsüchtiges Lamm abgemalen." Der dicke Doktor fühlte ihm den Puls, erklärte ihn für abnorm normal und meinte: „Hypertrophische Solidität!" Der Polizeileutnant sprach als Gast gar nichts, sondern lächelte nur milde, und der Baurath sagte: „Ruhe, laßt Miezchen erzählen!"

Doktor Mießner nippte an seinem Glase und begann: „Ihr wißt, Leute, wieviel ich Sylvester getrunken habe, meine gewohnte halbe Flasche hier. Vorher bin ich nirgendswo anders gewesen und nachher auch nicht. Und zu Hause trinke ich fast nie etwas. Ich will nicht mit Solidität protzen; ich kann einfach nicht mehr trinken." Er goß sich Wasser in sein Glas, worüber, wie jedes Mal, der Amtsrichter einen Schüttelfrost und der Sportmaler Krampfadern an den Schläfen bekam, langte ein Bündel, das er hinter sich auf den Stuhl gelegt hatte, her, wickelte das Papier auseinander und holte eine große, spitze bunt geflammte und mit wunderlichem Federschmucke verzierte Meerschnecke hervor, die er hoch hielt und dem Maler hinreichte.

„Die ist schuld daran", erklärte er; „Ihr mögt es glauben oder nicht. Es ist eine Kriegstropete von der Gazellenhalbinsel. Mein Konpennäler Johann von Klemm, der, wie Ihr wißt, Offizier auf der „1870" ist und ein paar Jahre in der Welt herumgondelte, hat mir das Ding mitgebracht. Er hat es für einen Stehkragen, ein kaputes Benzinfeuerzeug und eine Schnurrbartbinde von einem Oberzauberer eingehandelt. Er warnte mich, darauf zu blasen, denn der Zauberer hatte ihm gesagt, wer die Trompete höre, müsse Menschenblut vergießen."

Er verlängerte den verlängerten Wein mit Sauerwasser abermals und erzählte weiter: „Natürlich hielt ich das als Mann der exakten Wissenschaft für qualifizirten Unsinn, und kaum war Klemm fort, so tutete ich aus Leibeskräften los. Ich hatte sofort ein unbequemes Gefühl, was aber vielleicht davon kam, daß der alte Oberst über mir mit dem Absatz auf den Fußboden trat und die junge Wittwe unter mir mit dem Besenstiel gegen die Decke stieß, worauf ich meine musikalischen Uebungen natürlich sofort einstellte. Und dann ging ich hierher."

Er sog an seiner Zigarre, merkte, daß sie ausgegangen war, zündete sie wieder an, zeigte auf die Trompete, die der Polizeileutnant in der Hand hielt, und dozirte: „Seht Euch das Ding einmal genau an, Leute! Sieht es nicht halb albern, halb unheimlich aus? Warum sind die Kiele der beiden schwarzen Federn so sonderbar ausgekerbt und ihre Fahnen so seltsam eingeschnitten? Weshalb ist an der einen eine weiße Hühnerfeder angeknotet und an der anderen ein Bündchen Federkiele und ein Büschel Bast. Dieses ganze Gebommel und Gebammel ist mir unheimlich, ich traue ihm nicht. Seht mal, warum hängt aus diesem scheinbar so regellosen Büschel Hühnerfedern die so künstlich verlängerte Fahne heraus? Und welchen Zweck hat hier das Büschel von schwarzen, gekräuselten Pflanzenfasern, und in dem anderen das Sträußchen schlichter, gelber Bastfetzen? Möglich, daß es weiter nichts bedeutet, als eine primitive Chronik über so und so viele Raubzüge und Kopferbeutungen, vielleicht hat das aber nicht nur eine Bedeutung, sondern auch eine Wirkung. Auf mich hat es wenigstens eine gehabt, entweder dieser abscheuliche Zierath oder der Ton der Trompete."

Der Amtsrichter, der die Schnecke gerade in der Hand hielt, wollte sie an den Mund setzen, ließ es aber, als Mießner abwehrte und rief: „Bitte, nicht!" Dann erzählte er weiter: „Schon als ich vor zwei Wochen hier bei Euch saß, war mir so wunderlich zu Muthe. Es kam mir vor, als wenn Ihr alle tätowirte Gesichter hattet und nackt waret. Ihr redetet in einer unbekannten Sprache, prahlet vom erbeuteten Köpfen und erzähltet von kannibalischen Festessen. Schließlich hielt ich das nicht mehr aus und drückte mich vor Mitternacht heimlich. Und dann kam es!"

Er lächelte halb verlegen, halb spöttisch, als er fortfuhr: „Gerade als ich auf die Friedrichstraße kam, läuteten die Glocken das neue Jahr ein und das Volk überließ sich in der üblichen ruhestörenden Weise seinen Gefühlen. Auf einmal stand ich ganz allein mit meiner Kriegskeule, die schon mein Vatersvatersvater geführt hatte, in einem Palmenhaine. Ich hörte das Löwengebrüll der Kriegstrompete vor mir; es rief mich. Ich lief, was ich konnte, und kam rechtzeitig genug noch an den Strand, um meinem Volke gegen fremde Menschen, die weiße Gesichter, blaue Augen, rothe Backen, gelbe Schnurrbärte und schwarze, blank beschlagene Kopfzierden trugen, beizustehen. Ich stieß den Kriegsruf meines Stammes aus und schlug den vordersten der Feinde mit der Keule über den Kopfschmuck. Da stürzten sich drei, viere von den Fremdlingen auf mich, ich wurde überwältigt, na, und das Ende, das weiß der Herr Polizeileutnant da besser, als ich. Jedenfalls war ich ganz nüchtern, als ich auf die Wache kam."

Solch' Gelächter, wie nach dieser Erzählung, war lange nicht in der Hinterstube der „Rothen Rebe" gewesen. Als sich die Heiterkeit gelegt hatte, reichte man die Trompete noch einmal herum, und obwohl Mießner warnte, blies ein jeder darauf, daß es dröhnte und donnerte. Mießners Gesicht wurde immer ängstlicher; plötzlich stand er auf, sagte, er habe Kopfschmerzen und ging fort.

Am andern Morgen las er in der Zeitung, daß sich vor der „Rothen Rebe" ein höchst peinlicher Auftritt abgespielt habe. Schlag zwölf Uhr wären aus der als hochanständig bekannten Weinstube die Mitglieder eines Stammtisches, lauter gebildete Herren von Stellung, unter gellendem Geheul mit geschwungenen Stöcken herausgekommen und hätten auf Schutzleute, Dienstmänner, Eilboten und Chauffeure losgeschlagen. Ein ganzes Aufgebot von Schutzleuten sei nöthig gewesen, um sie zu überwältigen und zur Wache zu bringen.

„Das habe ich mir doch gleich gedacht", sagte Doktor Mießner zu sich selber, und wußte nicht, ob das, was er empfand, Schuldbewußtsein oder Schadenfreude war.

Der Selbstmörder.

Alles, alles war ihm mißglückt, so daß er beschloß, dem Elende seines Lebens ein Ende zu machen. Still schlich er zum Flusse, und in einem Augenblicke, wo er sich unbemerkt glaubte, schwang er sich von der Brücke in das dunkle Wasser. Kaum aber umspülten die kühlen Fluthen seinen hageren, abgezehrten Leib, als ein Schutzmann, der alles mit angesehen hatte, einen Rettungskahn vom Ufer löste und mit schnellen Ruderschlägen dem Unglücklichen nacheilte. Rasch packte ihn seine kräftige Faust; doch jenem gab die Angst vor dem Leben furchtbare Kräfte. „Lassen Sie mich sterben! Um der Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich sterben!" röchelte er und rang verzweifelt mit seinem — Tod. Der Kahn neigte sich immer mehr zur Seite, schon überspülten kleine Wellen seinen Bord, verzweifelt wehrte sich der Selbstmörder. Es schien, als wolle er seinen Retter mit in die kalte, grausige Tiefe ziehen. Die Kraft der Schutzmannes begann zu erlahmen. Da griff er in seiner Verzweiflung mit der freien Hand nach dem Revolver und schrie dem wild um sich schlagenden Manne mit Donnerstimme zu: „Ruhe jetzt, oder ich schieße Sie auf der Stelle nieder!" Ohne ein Wort zu sagen ließ sich der Unglückliche retten.

Immer schöner.

Mutter: „Junge, Du hast ja furchtbar schmutzige Hände!"

„'s ist möglich, ich bin in's Gesicht gefahren."

Aufschnitt.

Parvenü: „Kinder, heute kommt der Lyriker Gamperl zum Souper; schneidet rasch seine Gedichte auf."

Unbegreiflich.

Stadtknabe (in den Ferien beim Onkel auf dem Lande, zum gleichaltrigen Vetter): „Sag' mal, Fritz, rauft sich manchmal Euer Hahn mit der Henne?"

Bauerknabe: „Soviel ich weiß nie!"

Stadtknabe (kopfschüttelnd): „Das wundert mich eigentlich. Sie sind doch mit einander verheirathet!"

Kulturgeschichtliche Betrachtung.

Landstreicher (zu seinem Weggenossen): „Das muß doch ganz gefährlich gewesen sein, als die Wölfe, Bären und Auerochsen noch wild im Lande herumtobten."

„Na, weißt Du, lieber zehn Auerochsen von dazumal als einen Polizeihund von heute!"